

Jon Klug:

Entzauberte Manege

Mit klopfendem Herzen, gerötetem Gesicht, nahezu fiebernd vor Aufregung, so sah ich auf meinem billigen Galeriestuhl im Zirkus. Ich war damals gerade sechzehn Jahre alt und kannte nur einen Wunsch, ein Ziel: auch so auf dahinstürzendem Ross vor den Augen eines tausendköpfigen Publikums reiten zu dürfen, auch angezogen sein mit flittergoldbesetztem, farbenprächtigem Kostüm. Oder — im Raubtierkäfig in schmuder Uniform, Peitsche und Stahlgabel in der Hand, den imposanten Löwen und den prächtigen Tigern gegenüberstehen zu können. Kein Wunder war es daher, daß ich in Latein zurückblieb, daß ich eines Tages einen ausgewachsenen „Pintich“ nach Hause brachte. Besser gesagt: bringen sollte. Ich ging nämlich gar nicht mehr nach Hause, sondern kurzerhand auf die „Walz“. Von der Romantik der Landstraße war ich bald geküßt. Doch was macht man nicht alles, einer Idee zuliebe? Ich bettelte mich durch und gelangte mit Ach und Krach von der einen Millionenstadt, meiner Vaterstadt, in eine andere Großstadt. Einer Weltstadt, die damals in der Saison gleichzeitig zwei Zirkusse ergötzen lassen konnte. Weide dieser Unternehmungen genossen Welttruf, doch, ich weiß selbst nicht warum, es zog mich gerade zu einem dieser beiden besonders hin. Zwei Tage stand ich schon vor dem Reijengebäude und ließ mich nicht absfordern, trotzdem mir der befähigte Portier schon einigemal nahegelegt hat, endlich zu verduften.

„Wie lange wirst du da noch stehen, Kaufbengel, und Maulaffen freihalten, was?“

„Ich muß den Herrn Direktor sprechen!“
„Du bist wohl nicht bei Trost, mein Junge? — Wie stellst du dir das eigentlich vor? — Glaubst du, daß der Herr Kommerzialrat nichts anderes zu tun hat, als deinesgleichen zu empfangen?“

„Dann wenigstens den Herrn Stallmeister!“ lieh ich nicht loder.

„Willst unbedingt mit der Peitsche des Herrn F. bekannt werden?“

„Wenn sein muß, nun dann eben auch!“ sagte ich voll bitterer Entschlossenheit. Diese schien schließlich auf den biederen Mann gewirkt zu haben, denn er sagte dann, etwas weniger barsch:

„Weiß hier stehen, ich werde dir ein Zeichen geben, wenn Herr F. herauskommt!“

Nach etwa einer halben Stunde kam der Stallgewaltige. Groß, schlank, Schnurrbart. „Es ist erreicht“ und blickte mich, als ich ihn ansprach, durchdringend an.

„Von W. . . bist du und bist hierher gelangt, bloß um bei uns unterzukommen? — Na, zufällig hast du Glück, ich habe gestern eben den „Rittjungen“ rausgeschmissen, wenn du also wirklich keine Banze hast, kannst du gleich antreten; die Papiere kannst du später in der Stanzlei abgeben. Also fix!“ Mit einem kurzen Kopfnicken — jedenfalls galt dies hier als „Angeld“ — ward ich in das Innere des Stuppelbaues gewiesen und mein Wunschtraum war erfüllt. Wenn ich zwar auch nur der Letzte, der Allerletzte im Betriebe war, ich hatte meinen Willen durchgesetzt, war Angestellter im Zirkus.

Der großen Freude über diesen Erfolg sollte jedoch nur allgubald eine ebenso große Ernüchterung folgen. Wie ganz anders nahm sich die Manege bei Tage im schleimigen Dämmerlicht aus; wie gähnten die leeren Sitzreihen und welch' Ton herrschte hier bei den abends so umjubelten, farbenprächtigen Artisten.

„Tommy! — Lauf mal in die Kantine und bringe dem Fräulein Meta eine Schachtel „Meine kleine Manoli!“ — Was? Du Duffelkopf weißt nicht, was das ist? — Zigaretten sind und mach' schon!“

Ich lief beflissen um das Gewünschte. Brauchte die Zigaretten meinem Auftraggeber, dem in der Manege so drohlichen Dummten August. Außerhalb der Sandbahn war aber dieser Urfomische alles andere eher wie komisch. Ein alter, vergämter und recht mürrischer Gefelle.

„Du faudummes Affengesicht!“ schnauzte er mich an, „was soll ich mit diese Weiber-glimmstengel? — Ich kaue meine Prim, das muß man doch wissen. Die Zigaretten sollst du der Meta in die Garberobe bringen!“

Ich lief zu Meta.
Meta, der Stern der Manege, Meta, der Traum der jungen und alten Damenfreunde, Meta, die jugendtschöne, raffige Meta. Unwill-

fürlich summte ich die „Stefanie-Gabotte“. War es doch bei dieser Melodie, als ich sie in meiner Heimat die „Hohe Schule“ reiten sah. Jetzt sollte ich diesem Märchenwesen leibhaftig gegenüberstehen. Schüchtern klopfte ich an ihre Umkleidekabine. „Wer ist's?“

„Ich bin es, gnädiges Fräulein Meta, ich bringe die Schachtel „Meine Manoli!“

„Na, komm nur rein, bist wohl 'n Neuer?“
Ich muß nicht sehr geistreich ausgefallen haben, als ich dem Clou des Abends gegenüberstand. Meta war in einen schlampigen Babesmantel eingeküllt, hatte gerötete Augen und blasse, sehr blasser Wangen. Das Haar war unordentlich und der breite Mund verriet hemmungslos Genußsucht. Wieder war ich um eine Illusion ärmer.

Am Abend, vor der Vorstellung, wurde ich in eine schmutzige Divree gesteckt. Als dann die Scheinwerfer aufblitzten und die Musikfelle mit einem flotten Galopp einsetzte, begann ich mich wieder ein wenig zu begeistern. Trotz einiger Puffe, die ich von berufener und unberufener Seite erdulden mußte, freute ich mich schon, die große Pantomime: „Die eiserne Maske“ sehen — aus nächster Nähe — sehen zu können.

In die wassergefüllte Manege führte von der ersten Estrade eine Holzstiege hinauf. Reiter und Reiterinnen in mittelalterlichen Kostümen sprangen die Holzbrücke hinab und ins Wasser hinein. Ich stand knapp neben diesem Geruch am Manegetrand und konnte jede Phase des aufregenden Treibens beobachten. Plötzlich begann eines der Pferde zu straucheln. Der Reiter tat sein Möglichstes, um einen Sturz zu verhindern. Vergebens. Das Tier fällt und begräbt seinen Reiter unter sich. Ueber den beiden aber geht die wilde Jagd vorerst weiter. Die Nachfolgenden konnten nicht plötzlich abstopfen. Das Publikum hat es bemerkt und wird unruhig. Im Nu ist der Stallmeister, drei, vier andere Bedienstete auf dem Holsteg. Der Mann wird rasch weggetragen, daß Pferd zum Aufsehen gebracht und seitwärts abgeführt. Eine beruhigende Worte des Stallmeisters: die Vorstellung geht weiter.

Schreckerfüllt bin ich nach rückwärts gelaufen.

„Soll ich den Arzt holen?“ frage ich den erbitenden der aufgeregte und hysterisch schreiende Artisten.

Quatsch nicht, Trottel, und kümmer dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen!“ wird mir zur Antwort.

Mit zusammengebissenen Lippen stand ich wie entgeistert da und konnte es nicht begreifen, nicht fassen, daß sich alle Welt um das zitternde Tier scharte, das von dem wie aus einer Versenkung plötzlich aufgetauchten Tierarzt untersucht wurde. Ein älterer, sehr vornehmer Herr stürzt hinzu: „Was ist mit „Subi II“? — Hat er Schaden genommen?“

„Gott sei Dank, nicht, Herr Kommerzialrat, Subi II ist vollständig intakt!“ sagte der Tierarzt zum Direktor.

„... aber der arme Mann hier...!“ plätkte ich los. Der Direktor und der Stall-

Die Zeit verrann

Wir waren Knaben. Und die Welt schien uns mit Schönheit ausgefüllt; wir sahen gold'ne Früchte an den Apfelbäumen hängen, der blaue Himmel war für uns ein ungemaltes Wandbild und alles Licht wußt' sich in unsre frischen Herzen drängen.

Wir sahen uns als schmutzige Indianer schwere Schlachten schlagen und segelten auf großen Schiffen irgendwo im Ozean umher. Im Tannendickicht wollten wir die Tiere aus dem Hühnigel jagen und vor der dunklen Felsenhöhle wachten wir mit Schild und Speer. —

Die Zeit verrann. Und all die jungen Jahre stoben scharenweise. — In dumpfen Arbeitsräumen sahen wir vor Schmirgelscheiben und schiffen Glas. Der Staub zog wirbelnd graue Kreise und unsre frohen Stimmen wollten ewig squarrend bleiben.

Durch schmutzbesetzte Fensterscheiben glitten allzuoft die schönen Blicke über Dächer hin zu grünen Wiesen. —

Wir dachten an die Zeit, wo wir vom Leben Glück erhofft und es nur leider allzu früh besungen und gepriesen.

Raffot.

Erziehung zum Vaterland

meister, der Tierarzt und der Sekretär, sie alle sahen erst nach mir, dann nach den Menschenklumpen, der, in seinem Blute liegend, abseits lag.

„Ja, richtig, sehen Sie mal nach, Herr S.“, sagte der Stallmeister zum Sekretär, „ob dieser Burghammer nur richtig in der „Unfall“ eingeschrieben ist, und in der Sterbefassa.“

Unterdessen kam endlich auch der Arzt. Nach flüchtiger Unterredung — die Herren beschäftigten sich schon wieder mit dem Gaul — sagte der Doktor: „Leider, leider! — da ist nichts mehr zu machen!“ Später meinte eine Garderobefrau, der ich mein Entsetzen über den Vorfall mitteilte: „Ja, mein Jungchen, so geht's bei uns. Hier gilt ein Menschenleben nichts, ein Pferd aber alles...“

Ich hätte von diesem meinem ersten debut genug. Am selben Abend noch schlief ich hinaus, um nimmer wiederzukehren. Mein Knaben-traum war entzaubert.

Rundfunk und Elektrizitätsverbrauch

Man weiß, daß durch den Rundfunk der Verbrauch an Elektrizität sich ungeheuer gesteigert hat. Uns liegt eine Statistik für Frankreich vor, in der sich unter anderem einige interessante Zahlen befinden, die sich auf die Kosten dieser Elektrizität beziehen. Allein die Radiosender in Frankreich verbrauchen ungefähr zwei bis drei Millionen Kilowatt im Jahr. Wie steht es nun mit den Empfängern? Wenn man annimmt, daß die 2.500.000 Apparate durchschnittlich vier Stunden pro Tag benötigt werden und dabei jährlich 40 Kilowatt verbrauchen, so kommt man bereits auf eine Gesamtzahl von 100 Millionen. Bei einem Durchschnittspreis von 1.50 Francs pro Kilowatt bedeutet das eine Einnahme von 150 Millionen Francs für die Elektrizitätswerke. Es handelt sich jedoch bis jetzt nur um Apparate mit Nebenschluß. Es existieren aber noch mindestens 200.000 Rundfunkgeräte mit Astmulatoren, die zwar nicht direkt laufend Energie verbrauchen, aber doch von Zeit zu Zeit wieder geladen werden müssen, wodurch sich noch eine beträchtliche zusätzliche Einnahme ergibt.

Gesunde Harzluft

Von Werner Ilberg

James Mac Wells, der Sohn eines arbeitslosen Bankangestellten in London City, ging durch die Straßen der tausendjährigen Harzstadt Goslar. Abschätzend und bewundernd zugleich wanderten die Augen über die Kojibarkleiten alter Fassaden, frischgemalter Fachwerkhäuser. Ueber ihnen gipfelte dunkel der geheimnisvolle Bruchberg. Die hellen Spitzen der jungen, sonnenbeschienenen Tannentriebe wirkten wie Lichtreklamen, die einladen, in das dahinterliegende Waldinnere zu treten. James Mac Wells, leicht mit einem lichten, taubenbesetzten Sporthelm bedeckt, reckte sich wohligh, als er den frischen, harzigen Luftzug verspürte, der die warme Haut erfrischte. Aber trotz des körperlichen Wohlbehagens fühlte er sich seit vorigen Abend bedrückt, denn...

James hatte seinen Urlaub bisher alljährlich mit seinem Freund William verbricht. Beide waren Sportsleute, das heißt, sie sahen gerne und mit leidenschaftlicher Anteilnahme Sportveranstaltungen, ohne selber aktiv zu sein. Was hätte näher gelegen, als daß sie in diesem Jahre gemeinsam nach Deutschland gefahren wären, um sich die olympischen Spiele anzusehen.

New York, im Juli.

Hätten die nach dem Weltkrieg entstandenen jungen europäischen Republiken das amerikanische Schulsystem zur Verfügung gehabt, so wäre vielleicht manches ganz anders gekommen. Wer diese Zeit mitterdurchlebt hat und sich heute rückerinnert, wie zaghaft, besonders in Deutschland, aber auch in Oesterreich, dessen Schulreform vielfach so Vorbildlich war, die Erziehung zum Vaterland, zur Republik in Angriff genommen wurde, der muß aus tiefster Seele wünschen, daß das ganze gährende Europa beizeiten zu Amerika in die Schule gehe und dort aus der alten Erfahrung der Vereinigten Staaten lerne, wie man zum Patriotismus erzieht.

Jedes in Amerika geborene Kind ist durch die Tatsache der Geburt auf amerikanischem Boden Amerikaner. In Amerika fluten alle Massen zusammen, die weiße und die rote; die schwarze, die durch den Sklavenbefreiungskrieg Bürgerrecht eroberte und mehr als die Indianer, die zum größten Teil in Reservationen leben, ohne Bürgerrecht; die gelbe, die über den Pazifik Chinesen und Japaner brachte; dem: die Philippiner in Kalifornien, die Eskimos im Norden und endlich die Mexikaner im Südwesten, die trotz Schlapphut sonnenverbrannte Rasse, dazu alle Nationen der Erde, die früher ungehemmt, seit der Absperrung nach dem Weltkrieg nur mehr ihrer Quota entsprechend einwandern können. Die Kinder aller dieser sind Amerikaner, und nicht nur dem Geburtszeugnis nach, sie sind es wirklich. Dies dank der öffentlichen Erziehung!

Die amerikanische Schulbehörde bemüht sich, in den Amerikanisierungsklassen im Abendunterricht allen Alten alles zu geben, was an Kenntnis der Sprache, der Geschichte, der Sitten, der Geographie dem künftigen Bürger nötig ist. Amerika aber geht weit gründlicher zu Werk, wo es gilt, die Jugend, die Bürger von morgen, dem Leben einzuordnen.

Da gibt es in der Nähe von Los Angeles, ja Strafe an Strafe grenzend in der Stadt San Fernando, eine von mexikanischen und japanischen Landarbeitern besonders bevorzugte Gemeinde inmitten von Orangen- und Zitro-

negärten. Es ist ein armes Volk. Der Farmarbeiter, der jetzt erst zur Organisation findet, ist schlecht bezahlt. Lemonenpflücker erhalten 2 Dollar im Tag. Zwölf Dollar in der Woche, das ist mehr als bescheiden. Diese Gemeinde hat im Mexikanerviertel eine eigene Amerikanisierungsschule für Kinder. Das ist eine weite Fläche. Inmitten von Spielfeldern und Sportplätzen einige stattliche Gebäude, anderstoo auf dem weiten Plan erklänge „Bellklassen“, wie sie nach dem letzten Erdbeben errichtet wurden. So lustig sie sind, das Klima erlaubt auch im Winter den Unterricht in Zelten. Diese Schule zählt 991 Schüler, u. zw.: 937 Mexikaner, 25 Spanier, 24 Japaner und je ein italienisches und chinesisches Kind. Diese Muttersprachen bringen die Kinder mit. 87 Kinder stehen im Alter von 9 Monaten bis zu 5 Jahren. Ein Tag in dieser Schule verbringt, gibt reichen Aufschluß, wie man es machen muß, Patrioten zu erziehen. Vor allem ein Erstes: Das Schulgelände ist auch in den Spätnachmittags- und Abendstunden, an den schulfreien Samstagen und Sonntagen von Kindern aller Altersstufen bevölkert, denn die Kinder finden dort alles zu freier Benutzung, wonach ihr Herz begehrt, große freie Plätze, Bänke zur Übung im Tennis, die Netze für den Korball, alle Arten von Schaukeln, Leitern, Ringe, Kletterstangen und den beliebigen Rundlauf, mit dessen Hilfe sie die ersten Fliegerträume verwirklichen. Die Schule ist den Kindern das Tagheim, das eigentliche Heim. Das ganze System ist darauf angelegt, die Schule den Kindern zum liebsten zu machen, was sie haben.

Wir kommen in eine Klasse. Die Kinder führen gerade eine japanische Szenenreihe auf. Die Front der Klasse ist in eine japanische Landschaft gewandelt. Im Hintergrund ein mit einer Glasfläche dargestellter See, an seinem Ufer ein Garten mit Jaun, an der Wand ein Prospekt des Fujiama, des einst feuerstehenden Niefen mit dem Schneehaupt. Wirkliche Blumen vor dem Jaun. Das ist der von den Kindern erarbeitete Schauplatz ihres Spiels. Der Raum ist zum Theateraal geworden. Neizende kleine Japanerinnen trippeln herein, ihre flachen Papierhüte drehend oder Opfergaben

Aber während die Interessen von James sich in Sport, Familie und Beruf erschöpften, hatte William noch ein anderes Steckenpferd, das war die Politik. Und sie war schuld, daß James nun allein durch die Kaiserstadt wanderte, denn William hatte sich auf das Entschiedenste geweigert, die „Kriegsolympiade“, wie er sie nannte, durch seinen Besuch zu unterstützen. James hatte ihn ausgelacht. Er glaubte weder an die Greuelmärchen noch an den Kriegswillen Deutschlands. Er war überzeugt, daß er im zwanzigsten Jahrhundert lebte. Es war unbestreitbar, daß dieses Jahrhundert räumlich so begrenzt sein sollte, daß es hinter den Grenzpfählen mit den Palenkreuzen keine Geltung mehr hatte. So war er denn allein gefahren, mit der festen Absicht, die Augen offen zu halten. Er war überzeugt, daß er nichts sehen werde, was das Mißtrauen des politisch verkehrten William rechtfertigen würde. Der hatte ihn vorjorglich gewarnt, in Deutschland sei jetzt behördlich angeordnete Olympiade-Atempause für Juden, Katholiken und evangelische Regimegegner, damit die fremden Beobachter keinen allzu schlechten Eindruck mit nach Hause nähmen. Damit schien er in gewissen Grenzen recht zu haben.

James hatte sich eines Tages auf die Bahn gesetzt und war von Goslar in die nahe Lessing-

stadt Wolfenbüttel gefahren. Das war der nächste, ihm erreichbare Ort, in dem es ein Kongressationslager geben sollte. Das wollte er sich ansehen. Er hatte auch davor gestanden, die Erlaubnis zur Besichtigung war so schnell nicht zu beschaffen gewesen. Die wurde nur von Berlin aus erteilt, sagte man ihm. Aber von außen hatte er das Lager gesehen und, da mußte er schon sagen, er hatte kein Schreien gehört. Offenbar war es mit der Prügelei und Quälerei doch nicht so gefährlich. Als er dann aber durch die sauberen, gepflegten und hafenkrenzgeschmückten Straßen ging, waren ihm Schilder mit der Aufschrift „Jüdisches Geschäft“ aufgefallen, die er in Goslar nicht gesehen hatte. Das konnte Zufall, konnte aber auch Misdicht auf der Fremdenstadt auf die Ausländer sein. Es war nicht viel, es war so gut wie nichts, was ihm da aufgefallen war. Aber das Mißtrauen gegen die Feiertagsfassade des geschmückten Goslars war doch etwas größer geworden. Ein wirkliches Unbehagen aber verspürte er erst seit dem Abend, als die Geschichte mit der Zeitung passierte.

Auch das war nicht viel, ja, nicht einmal etwas Neues. Er hatte nach dem Abendbrot noch einen Spaziergang gemacht und war, ein wenig abgepannt und durstig, in eine kleine Wald-

bringend. Sie knien nieder, beugen sich tief zur Erde, so als ob sie den geheiligten Boden küssen wollten, sprechen leise unverständliche Worte in ihrer Muttersprache und lernen dabei — englisch. Denn indem die Lehrerin — an diesen Schulen wirken nur Lehrerinnen — mit den Kindern Theater spielt, mit ihnen die Szene aufbaut, die Kostüme macht, die Schirme bemalt, die Rollen einstudiert, hat sie hundertfältig Gelegenheit, mit ihnen englisch über Dinge zu sprechen, die die ungeteilte Aufmerksamkeit der Kinder finden. Und alle spielen mit. Die Unbeschäftigten sind immer die dankbaren Zuschauer. Da gibt es auch Beifall, wie im Theater und mit leuchtenden Augen erzählten dann die Kinder den Müttern daheim, wie schön diese Schule ist. Eine andere Klasse hat eben ein Indienspiel in Arbeit, eine Klasse der Größten baut eine Marionettenbühne, schnitzt die Puppen und näht die Kleider zu einem Old England-Spiel. Da werden die Rollen schon nicht mehr in der Muttersprache, da werden sie schon in der Sprache des Vaterlandes gesprochen und die Kinder weiterlernen, wer besser spricht. In einer Klasse singen die Kinder mexikanische Volkslieder, anderwärts tanzt uns eine Kleine einen chinesischen Tanz.

Im Kindergarten — von 4½ bis 6 Jahren — lernen die Kinder Reinlichkeit, Hände waschen vor dem Essen, Händepuppen, Entspannung der Glieder und sie lernen vor dem Essen das Sternebanner mit der erhabenen Rechten zu begrüßen. Keine Schulkasse übrigens ohne die Flagge. Gebete irgendwelcher religiöser Bekenntnisse sprechen sie nicht, aber die Fahne des Vaterlandes grüßen, das lernen sie vom ersten Schultag an. Und die Schule kennt keine Strafen. Freundschaftliches Fühlen zu den Kindern ist das erste Gebot für die 28 Lehrerinnen und vier Kindergärtnerinnen — Helfertinnen (Nurses) — die den Kindern bei allem helfen, ihnen die kleinen Tische decken, ihnen das Bettchen bereiten, auf dem sie nach Tisch ruhen müssen. Wie die Kleinen, so werden auch die Großen in der Schulküche gegen 10 Cent mittags gefüttert, eine Speise und eine Flasche Milch, und auch die Lehrerinnen speisen in dieser „Cafeteria“ (Kaffeehaus mit Selbstbedienung) und auch die Leiterin der Schule. Wie sollen da nicht die Schranken zwischen Kindern und Lehrern

fallen? Naturwissenschaftlicher Unterricht: Sie gestalten aus allem möglichen Stoff alle möglichen Tiere. Die Klasse ist die reine Menagerie. Da müssen ja die Kinder begeistert sein von dem ersten, was sie vom Vaterland empfangen, von der Schule.

Und auch die Mütter sind es. Für sie gibt es am Vormittag Koch-, Haushaltungs- und Nähunterricht, für die reisenden Wädeln auch und nachmittags an vier Tagen Englisch. Und eine eigene erfahrene Frau leitet nicht nur diese Kurse, sie ist auch die Hausvertraute aller Familien, die sie immer wieder besucht, denen sie Hilfe bringt, wo es nötig ist, für die sie die Weihnachtstfeier, reich mit Geschenken, veranstaltet, die sie im Geiste gegenseitiger Hilfsbereitschaft zur Mitarbeit beim Nähen der Kinderkleider, beim Kochen in der „Cafeteria“ gewinnt. Die Familien ringsum und das Lagerhaus unterstützen dieses Werk durch Zuwendung von Lebensmitteln. Diese Frau kennt alle Familien und sie ist von allen geachtet und immer

wieder zu Rate bezogen. 75 Familien sind in ständiger Schulfürsorge, die jetzt auch eine Spielzeugergzeugung einrichtet, um die Kinder vor dem Stehlen von Spielsachen zu behüten. Wie Bücher, so kann sich das Kind auch Spielzeug leihen... in der Schule. Welches Kind wollte eine solche Schule nicht lieben?

Natürlich sind alle Unterrichtsbeihilfe frei für alle. Und zwar alles, auch die Schulhefte, die Bleistifte, die Farben, das Papier. In einer Klasse haben sie einen selbstgebauten Radiolasten, in den die Kinder kriechen und daraus als „Stimme“ sprechen können. Auch ein Mittel, ihnen kleine englische Liedchen beizubringen. Und nach 6, 8 Jahren sind diese 991 Mexikaner, Japaner, Spanier, Italiener, Chinesen allmählich Amerikaner und ihre Mütter und Väter, denen die Abend Schule offensteht, dazu.

Das gärende Europa kann manches von Amerika lernen. Trotzdem läßt Amerika in der Frage und in der Sozialpolitik noch viel zu wünschen übrig.

Drei Minuten Detektiv

Jad Morton war der Polizei recht gut bekannt. Seit Monaten wußte Scotland Yard, daß er der Führer einer Falschmünzerbande sei, aber Morton war so geschickt, daß trotz unendlichen Verhörens nie der geringste Beweis gelungen war. Es blieb nichts übrig, als ihn zu beobachten.

Der Schutzmann Edward Higgins bemerkte in der Nacht zum Montag, als er zwischen eins und halb zwei Uhr auf seinem Rundgang am Hause von Morton vorbeiging, daß in dem Hause noch Licht brannte, er hörte auch erregte Stimmen, blieb einige Augenblicke stehen, ging aber dann weiter, da sich nichts Verdächtiges ereignete. Es fiel ihm außerdem auf, daß vor dem Hause ein Taxi stand.

Als er nach zwei Uhr wieder am Hause vorbeikam, brannte das Licht noch immer, aber die Haustür stand offen. Das Taxi war verschwunden. Higgins kam das merkwürdig vor, er betrat das Haus, niemand antwortete auf seinen Ruf. Kurz entschlossen, stieß er die Tür zum erleuchteten Zimmer auf. Jad Morton saß in gekrümmter Stellung an seinem Schreibtisch.

In seiner Stirn war deutlich der Einschuß zu sehen. Er war tot.

Higgins alarmierte die Polizei und weckte ohne viel Mühe den Butler Mortons, der sein Zimmer im oberen Stockwerk hatte. Inspektor Grey führte die Vernehmung. Der Butler hatte nichts gehört; er gab zu, daß er strenge Anweisung hatte, sich um späte Besucher nicht zu kümmern, er wußte nur, daß Morton spät am Abend eine Verabredung mit einem gewissen Rubbles hatte.

„Ach, Rubbles“, sagte Inspektor Grey, „kennen wir. Hat auch Fred an den Fingern.“

Es war nicht schwer, Rubbles wenige Stunden später in seiner Wohnung zu verhaften. Er war diese Nacht sehr spät nach Hause gekommen, er betritt auch nicht, bei Morton gewesen zu sein. Sie hätten eine Privatangelegenheit zu erledigen gehabt. Es sei gewiß erregt hergegangen, aber er trage keinerlei Schuld an dem Mord. Er habe, bevor er zu Morton eintrat, genau um ein Uhr nachts, ein Taxi angerufen und habe es warten lassen. Pünktlich um halb zwei sei er gegangen. Er habe aber keine Lust gehabt zu fahren, habe das Taxi wieder entlohnt und dann entlassen.

„Gut. Aber Sie können hier wieder zurückgekommen sein.“

„Nein. Ich wurde dann doch müde und habe nach zehn Minuten ein anderes Auto genommen, das mich direkt nach Hause brachte.“

Die Polizei mußte die beiden Taxichauffeure ausfindig machen. Viel schneller als Uneingeweihte denken, ist so etwas möglich. Der zweite Chauffeur sagte tatsächlich aus, daß er gegen zwei Uhr Rubbles in etwa zehn Minuten Entfernung vom Hause Mortons ausgenommen habe. „Aha! Das Mißi hat eine Lücke. Sie hatten mindestens zwanzig Minuten Zeit, zurückzukommen und Morton niederzuschießen.“

Trotz allen Protesten blieb der Chauffeur dabei, eine genaue Zeitangabe nicht machen zu können, es sei wohl gegen zwei gewesen. Er verdracht gegen Rubbles schien vollumfänglich.

Dann wurde der erste Taxichauffeur vernommen. Ja, Rubbles habe ihn um ein Uhr — die Uhr schlug gerade — angehalten und vor dem Hause Morton warten lassen. Er habe wohl bis nach halb zwei gewartet. Dann sei Rubbles herausgekommen und habe ihn entlassen. Aber er müsse die Polizei jetzt verständigen, daß er eine falsche Pfundnote erhalten hätte. Er wisse ganz genau, daß er 17 Schilling

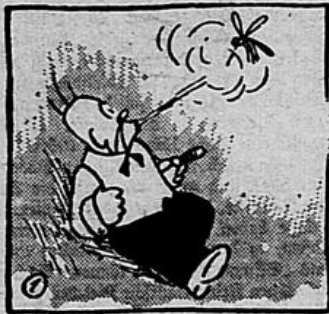
schenke getreten, um ein Glas Milch zu trinken. Er sah an einem primitiv gefügten Tisch unterwürzig duftenden Tannen. Gelangweilt und ohne Absicht hatte er eine Zeitung, die liegen gelassen war, ergriffen. Es war eine alte Nummer des Lokalblattes vom April. Sein Blick blieb auf einer Notiz hängen:

„Bei der großen Volksabstimmung vom 29. März hat sich die gesamte Bevölkerung unserer Nachbarstadt Lautersbach in bewundernswürdiger Einmütigkeit hinter den Führer gestellt. Eine Ausnahme machte lediglich ein Bergarbeiter, der ostentativ trotz mehrmaliger Aufforderung der Abstimmung ferngeblieben ist. Die erregte Bevölkerung hat sich diese Provokation natürlich nicht gefallen lassen. Gestern abends bewegte sich ein großer Protestzug durch den Ort. An seiner Spitze mußte der Volksfeind gehen. Er trug um den Hals ein Schild mit der Aufschrift: „Ich habe meinem Führer die Gefolgschaft verweigert.“ Später wurde der Mann zu seiner eigenen Sicherheit in Schutzhaft genommen und einem Konzentrationlager zugeführt.“

James kannte die Notiz. Er hatte sie schon in England gelesen. Er hatte nicht geglaubt, daß sie in dieser Form stimmte. Irgendetwas, hatte

er gedacht, ist zwar an solch einer Nachricht immer, aber die Zeitungen machen eine Sensation daraus. Sie sind gegen Hitler eingestellt. Sie wollen Deutschland schaden. So etwa hatte er gedacht. Und nun las er die Nachricht im Original. In nächster Nähe, in einer Nachbarstadt, hatte sich das abgepielt. Plötzlich erhielt die Nachricht reales Leben. Er atmete die Luft, in der sich solche Dinge zutragen. Sein Gefühl für Fairness, für Recht, ließ ihn für den Mann Partei ergreifen. Eine Abstimmung war eine Abstimmung. Er sah sich die Menschen ringsum an, als wollte er sie fragen: „Habt ihr diesen Mutigen etwa gekannt? Ihr lebt doch in einer Volksgemeinschaft. Wie ist das nun damit?“ Wenn so schon im Innern geblüht wurde, wie konnte man dann den Friedensversicherungen glauben?

James setzte sich im Kurpark auf eine Bank. Vier Flugzeuge flogen mit drohendem Brummen über ihm. Er kannte sie schon. Sie kamen täglich. Aber noch nie hatte er die Sakentreuze an ihren Tragflücheln so deutlich wahrgenommen. Ihn fröstelte. Trotz des würzigen Duftes wurde ihm plötzlich das Atem schwer. Er ging nach Hause, um seinem Freunde William einen nachdenklichen Brief zu schreiben.



Copyright F. L. B. Sax & Copenhagen



Adamson triumphiert zu früh

herausgegeben habe. Er sei jetzt um diese 17 Schilling und um die Wartezeit betrogen.

„Endlich!“ sagte Inspektor Grey. „Endlich haben wir den Beweis, daß Morton Faltschmünzer war. Freilich, ein bißchen zu spät. Aber dafür haben wir Sie sehr, Kubbles.“

„Inspektor! Ich habe den Mord nicht verübt.“

„Dies habe ich auch nicht behauptet, Kubbles, Sie sind kein Mörder, aber Sie waren der Komplize Mortons. Ich verhafte Sie wegen Faltschmünzerei.“

Woher wachte Inspektor Grey, daß Kubbles nicht der Mörder war?

Die Taxameteruhren in London zeigen beim Warten für jede Viertelstunde einen Schilling an. Da Kubbles den Taxichauffeur mit drei Schilling entlohnt hatte, konnte er also nicht um halb zwei herausgekommen sein, sondern mußte erst um dreiviertel zwei das Haus verlassen haben. Demnach war er tatsächlich etwa zehn Minuten gegangen und hat kurz vor das andere Taxi genommen. Er war also unschuldig, und der Mord mußte von jemandem begangen worden sein, der unmittelbar nach dem Fortgang von Kubbles in das Haus eindrang. Der Mörder dürfte die Absicht gehabt haben, die Schuld auf Kubbles abzuwälzen. Bei der späteren Aufklärung des Falles, ergab es sich, daß tatsächlich der Mörder ein weiterer Komplize der Bande gewesen war. M. L.

Frauenarbeit in China

In den letzten Jahren hat sich China sehr schnell modernisiert. Der Fortschritt der Ideen hat es veranlaßt, daß zahlreiche Frauen sich dem Studium und den freien Berufen zuwandten. Was für ein Unterschied zu der alten Zeit, in der die Frauen das Haus nicht verlassen durften, wenn man heute eine Polizistin in Uniform beobachtet, die ganz wie ihre männlichen Kameraden ihre Runde macht. Weiß haben die Polizistinnen in China sich speziell um Frauen und Kinder zu kümmern. Die Frauen sind nicht nur Kellnerinnen, Friseurinnen

und Verkäuferinnen, sondern auch Fahrstuhlführerinnen in den großen Warenhäusern. Neuerdings haben 18 junge Mädchen nach bestandem Examen eine Anstellung beim drahtlosen Telephondienst in Schanghai bekommen. Der Erfolg war so glänzend, daß auch die Telephongesellschaft Sanyao für diese Arbeit Frauen engagiert.

Trotz solcher äußerlicher Erfolge soll aber einer Nachricht zufolge die chinesische Regierung die Absicht haben, die Frauen von allen öffentlichen Funktionen fernzuhalten. Vier Frauenorganisationen haben daraufhin bei der Regierung Einspruch erhoben und gleiche Rechte sowie Schutz für die Frauen verlangt. In dieser Petition wird ebenfalls gefordert, daß die Regierung ihre Beamten nur nach der Fähigkeit, ohne Unterschied des Geschlechtes, auszuwählen und gleichartig behandeln soll!

Das Mikrophon als Kindermädchen

In Amerika wird man nicht müde, neue Methoden zu erfinden, die vielleicht in absehbarer Zeit jedes Eingreifen des Menschen überflüssig machen werden. Man hatte bereits von einem kleinen elektrischen Motor gehört, der die Kindertwiege in Bewegung setzt, um so ohne Eingreifen der Mutter oder des Kindermädchens das Baby einzuschlafen. Summerhin war es unumgänglich, daß irgendein menschliches Wesen den Apparat bediente. Jetzt melden die amerikanischen Zeitungen, daß auch diese Bewegung in Zukunft ausgeschaltet werden kann. Man hat angeblich folgende sinnreiche Vorrichtung getroffen: ein im Kinderzimmer aufgestelltes Mikrophon registriert die Schwingungen, die durch die Schreie des weinenden Kindes verursacht werden, und das Mikrophon seinerseits schaltet nun automatisch den Biegeapparat ein. Wenn Baby ermüdet ist und zu weinen aufhört, setzt der Apparat ebenfalls aus. Für den Fall, daß das Kind nicht durch Biegen zu beruhigen ist, hat man noch nichts erfunden. (M.)

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 292.

Von Eduard Koukal, Trupschitz.

Schwarz: Kf6, Td7, f7, Le8, h8, Sg8, h6, Ba3, g4, h7. (10)



Weiß: Kf4, Dh1, Ld6, Sd4, d8, Bd5, f3, g3, h5. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 289: Se5-d7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz, Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Koukal Eduard, Trupschitz; Teppen Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebler Emil, Tetschen; Strache Karl und Strache Rudolf, Großpriesen; Richter Karl, Politz a. E.; Nitsch Rosa, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Lohmüller Hans, König Anton, Freundl Anton, Chmiak Teo, Hofheld Otto, Habl Erwin, Schindler Robert, sämtlich Nesteritz; Trlitsch Gustav, Wisterschan; König Anton und Steinwitz Hans, Kwitkau; Eichler Otto, Drakowa; Tesaf Franz, Suchel.

Kreismeisterschaft.

Am Sonntag, den 9. August, gelangt die dritte Runde der Kreismeisterschaft im V. Kreis zur Austragung. Es spielen in Brüx Wisterschan gegen Komotau, Spielokal Lidový Jan, Kampfrichter: Gen. Hyna, Hostomitz. In Nesteritz spielt Sednitz gegen Kleische im Gasthaus „zur Linde“. Kampfrichter Gen. Habl, Nesteritz. — Krochwitz gegen Warnsdorf ist der Austragungsort noch nicht bestimmt, wird im Laufe dieser Woche erledigt. Erstgenannte Uhrreife 1. Brett weiß. Beginn aller Kämpfe 9 Uhr früh.

Arbeiterschachklub Wisterschan.

Die neugegründete Abteilung Kwitkau des Arbeiterschachklubs Wisterschan trug ein Blitturnier aus, an welchem sich 10 Genossen beteiligten. Sieger wurde Gen. Scharoch mit 8 Punkten. Es folgten Robek mit 7 Pkt., Schmied und Teaf je 6 Pkt., Schramm 5½, Eichler 3½ usw.

Problemturnier 1936-37.

Die Löser werden ersucht, bei Beurteilung der Probleme folgende Richtlinien zu beachten:

Der Wert eines Problems vermindert sich: 1. Wenn der Schlüsselzug ein scheinbar belangloser, unauffälliger ist und schwer zu finden ist. 2. Wenn mit dem Schlüsselzug die Fluchtmöglichkeiten des schwarzen Königs vermehrt werden. 3. Wenn in jeder Variante die mattgebende Figur auf einem anderen Felde steht und Wiederholungsmatt nicht allzu häufig sind (Wiederholungsmatt ist, wenn bei verschiedenen Verteilungsmöglichkeiten von Schwarz, das Matt immer auf demselben Felde erfolgt). 4. Wenn keine Duale vorhanden sind (Dual ist, wenn zwei oder mehr Figuren gleichzeitig Matt geben können).

Der Wert eines Problems vermindert sich: 1. Wenn mit dem Schlüsselzuge die Fluchtmöglichkeiten des schwarzen Königs vermindert oder ganz genommen werden. (Steht der schwarze König vor dem Schlüsselzuge schon matt, vermindert sich der Wert nicht.) 2. Wenn der Schlüsselzug ohne besondere Kompliziertheit Schachbot ist, oder dem Schwarzen eine wichtige Verteidigungsfigur geschlagen wird. 3. Wenn in den Varianten mehr Wiederholungs- als andere Matte vorhanden sind.

Zu bewerten sind nur jene Probleme, welche unter einem Motto, ohne Namen des Verfassers, veröffentlicht sind. Wir bitten die Genossen Löser, diese Richtlinien auszuscheiden und gut aufzubewahren.